

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 70 (1990)
Heft: 6

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gottfried Keller in Dokumenten und Bildern

Zum repräsentativen, von Hans Wysling herausgegebenen Text- und Bildband¹

Am 15. Juli dieses Jahres feiern wir Gottfried Kellers hundertsten Todestag. Bei diesem Anlass werden wir wohl dann und wann seine ernsten grauen Augen auf uns gerichtet sehen und uns unwillkürlich fragen, ob wir vor ihnen bestehen können. Wer seinen Blick nicht senkt, lässt sich auf eine Prüfung ein, als Mensch und als Staatsbürger. Der *«Schutzgeist des Vaterlandes»* — wie C. F. Meyer seinen Kollegen genannt hat — ist nach wie vor lebendig und wach, nur fehlt es in einer Zeit der Demontage geistiger Grundlagen unserer Gemeinschaft und der Erosion unseres Staatsbewusstseins oft an Geist und Mut, das Gespräch mit dem strengen Mahner aufzunehmen. Er macht es uns allerdings auch nicht gerade leicht. Seine menschlichen Einsichten hat der grosse Fabulierer in wunderbaren, bei flüchtigem Blick harmos scheinenden Erzählungen unter märchenhaftem, ja skurrilem Gewand versteckt und mit Humor, Ironie oder auch Sarkasmus getarnt. Die politischen Überzeugungen hingegen hat er meist mit einer Direktheit vertreten, die es leicht macht, sie unesehen zu übernehmen und aufs eigene Banner zu schreiben. So ist er als Verfasser gefälliger Schullektüre und Ghostwriter von Festreden gleichermassen verkannt worden.

Die Versuchung, ahnungslosen Gebrauch von seinem Werk und seiner Person zu machen, besteht auch heute, freilich in etwas anderer Weise. Gerne

fasst man das vaterländische Monument ins Auge als willkommene Zielscheibe der Kritik, um dahinter den lebendigen, ringenden Menschen und Künstler nicht sehen zu müssen. So zum Beispiel Niklaus Meienberg in seinem Inglin-Aufsatz, in dem er versucht, den Mythos Keller radikal zu zerstören. Auch die Verlockung, Keller als Legitimation für den Kampf gegen Missstände in der Gesellschaft zu verwenden, ist gross. Doch dieser Dichter ist ein gefährlicher Zeitgenosse. Wer sich mit ihm zu verbünden wagt, muss damit rechnen, neben ihm zum Schatten zu verblassen. Da hilft nur eines: lesen, genau lesen — und denken!

Weil aber bei Keller, wie kaum bei einem anderen deutschsprachigen Autor, Menschliches und Politisches im künstlerischen Werk aufgelöst sind, *«wie Zucker oder Salz im Wasser»*, sind wir bei solchem Bemühen auch auf die Kenntnis seiner Biographie, seines Lebensschicksals angewiesen. Wir besitzen in der Darstellung von *Bächtold* und *Ermatinger* ein unersetzliches Standardwerk von grossem Reichtum an präzisen Details; die Forschung hat uns in vielfältiger Weise Einblick in die einzelnen Werke verschafft: Was aber immer noch fehlt, ist eine Gesamtdarstellung von Kellers Leben und Werk in ihrem schlüssigen Zusammenhang und ihrer absoluten Konsequenz. Auf dieses Ziel hin tut Hans Wysling in seiner eben erschienenen grossangelegten

Monographie einen wichtigen Schritt, indem er mit bewundernswerter Übersicht die äusseren und inneren Dokumente dieses Lebens sammelt und gliedert.

Wer den vor wenigen Jahren herausgekommenen Prachtsband von Walter Baumann kennt, greift mit Erstaunen zu dem an Umfang und Ausstattung noch anspruchsvolleren Werk aus demselben Verlag. Ist es nach wie vor möglich, wenig oder gar unbekanntes Material vorzulegen? Lassen sich in Kellers Biographie weitere interessante Aspekte aufdecken und über sein Werk neue Aufschlüsse gewinnen? Es ist möglich! Obschon sich, was das Bildmaterial betrifft, Überschneidungen mit Baumanns Werk nicht vermeiden lassen, gelingt es Hans Wysling, mit Hilfe von teilweise bisher nicht verwendeten Material ein eigenständiges, breit dokumentiertes Bild der Lebensgeschichte unseres grossen Dichters, seiner Heimatstadt, seiner Zeit und seines Werks zu geben. Zusammen mit dem in diesen Tagen ebenfalls erscheinenden Band *«Gottfried Keller, Landschaftsmaler»* von Bruno Weber, der auch zu Wyslings Buch einen substantiellen Beitrag geschrieben hat, verfügen wir nun über eine Bilddokumentation, wie sie selbst von Goethe nicht vorliegt. Der vorliegende Band ist graphisch und drucktechnisch in hervorragender Weise gestaltet.

Hans Wysling beschränkt sich aber nicht auf eine Bildbiographie, sondern baut in seine Darstellung kurze interpretierende Zusammenfassungen der einzelnen Werke ein. Dabei stützt er sich geschickt auf meist briefliche Äusserungen des Autors oder seiner Briefpartner ab. Da Keller ein unwahrscheinlich origineller Briefschreiber war — glücklicherweise sind schon die

frühen Zeugnisse von ihren Empfängern aufbewahrt worden — liefern die Zitate farbige und träge Aufschlüsse über das Werk. Hochinteressant und neu — jedenfalls für den Leser, der die Sekundärliteratur nicht kennt — sind die Quellen und Vorbilder, die Keller oft, wie man von *«Romeo und Julia auf dem Dorfe»* weiss, zu eigenem Schaffen angeregt haben. Wenn man erfährt, dass die Keime zu sämtlichen seiner Erzählungen in der Berliner Zeit angelegt waren, kann man nur darüber staunen, welch intensiven und fruchtbaren Schaffensprozess der Dichter während dieser sechs Jahre durchlebt und durchlitten hat.

Eine ausführliche Dokumentation widmet Hans Wysling auch den Personen aus Kellers Lebenskreis in den verschiedenen Phasen seines Werdens und Wirkens. Dabei ergeben sich interessante Aufschlüsse, zum Beispiel — um nur zwei zu nennen — über Rudolf Meyer, den *«Römer»* aus dem *«Grünen Heinrich»*, oder über Luise Scheidegger, die Verlobte des 47jährigen Dichters. Einiges wird man vielleicht vermissen, so ein Bild von Adolf Frey, einem der wenigen jungen Menschen, mit denen Keller während der Arbeit am Martin Salander noch Kontakt gehabt, und der einzige, den er *«ertragen»* hat.

Die Auswahl grosser Zeitgenossen in einem separaten Kapitel sprengt meines Erachtens den Rahmen der Darstellung. Gotthelf ist von Keller kaum als Zeitgenosse empfunden worden, obwohl er seinem grossen und verehrten Kollegen vielfältige Anregung zu verdanken hat, und Richard Wagner bedeutete ihm längst nicht, was Storm, Heyse oder C. F. Meyer. Wagner bekommt mit 11 Textseiten ein übermässiges Gewicht, wenn man anderseits feststellen muss, dass für die

Behandlung des gerade heute äusserst wichtigen «*Martin Salander*» 9 Textseiten genügen müssen. Dabei fehlt leider der Hinweis auf die Bedeutung von Kellers Aufsatz «*Am Mythenstein*», in welchem er — eine Antwort auf Wagners «*Ein Theater in Zürich*» — seine Utopie eines Nationalschauspiels entwickelt: Zeugnis für die Schaffenskrise, in welcher er sich nach der Rückkehr aus Berlin befand. Und Nietzsche würde in diesem Zusammenhang plausibler wirken, wenn man seine geistige Welt als Kontrast zum «*Martin Salander*» verstehen könnte. Im ganzen wird man aber die «*Choreographie*» des umfangreichen und vielseitigen Werks als angemessen und geglückt empfinden. Sehr schön und wichtig im Hinblick auf das Verständnis von Kellers Haltung in den politischen Umwälzungen seiner Zeit ist die Darstellung Zürichs und seiner Entwicklung zur Industrie- und Handelsstadt, der demokratischen Erneuerung von 1848 und der innerzürcherischen Bewegungen bis 1869. *Peter Stadler* hat dazu kompetente Beiträge geliefert.

Keller ist ein Kind der Altstadt. Als er aus Berlin heimkehrte, war Zürich in Veränderung begriffen. Die Bollwerke wurden abgetragen, Strassen und neue Quartiere gebaut. Die Gründerzeit hatte Einzug gehalten. Ohne Zweifel war es für den Dichter nicht leicht, mit der sich rasch wandelnden Zeit zurechtzukommen. Die Gründe für die Lähmung, die ihn jetzt befiel — er hat in sechs Jahren bis zum Antritt seines Amtes als Staatsschreiber nur gerade das «*Fähnlein der sieben Aufrechten*» geschrieben — sind von der Forschung noch nicht genügend erhellt, und auch Wysling spart dieses Kapitel aus. Immerhin widerlegt seine sachliche Darstellung des Zeitgeschehens den

Verdacht, Keller habe frühzeitig resigniert und sei zum Opportunisten geworden.

Auch in der Schilderung von Kellers Jugend geht Hans Wysling mit sympathischer Zurückhaltung ans Werk. Die verwegenen Thesen Adolf Muschgs nimmt er ein Stück weit zurück, wenn auch vor allem in den Interpretationen deutlich wird, dass er der psychoanalytischen Betrachtungsweise stark verhaftet bleibt und meines Erachtens zu oft den Imaginationskern der Werke in der starken Mutterbindung und dem daraus resultierenden Schuldgefühl sieht. Die kurzen, beziehungsreichen Deutungen der Novellen und Legenden sind aber durchaus geglückt. Sie geben dem Leser willkommene Aufschlüsse und Hinweise. Bei den Ausführungen über den «*Grünen Heinrich*», 1. und 2. Fassung, bleiben dann allerdings einige Fragen offen. Der Roman ist ja ein ganz unwahrscheinlicher Wurf, die Geburt von Kellers eigenständiger dichterischer Welt, die «*nie mehr verbleicht in seiner Erinnerung*» und in der alle späteren Werke ihre Wurzeln haben. Wenn er dann umarbeitet, tut er es nicht nur aus einer gewandelten geistigen und künstlerischen Konzeption heraus, sondern auch aus einer verdüsterten Psyche, ungerecht gegenüber seiner eigenen vergangenen Jugendllichkeit. Diese innere Entwicklung, die sich als ein fortschreitender Prozess verfolgen lässt, kommt in Wyslings Darstellung nicht zur Sprache, ebenso wenig die Selbstüberwindung und gewaltige künstlerische Anstrengung, die Keller dazu treibt, sich mit seiner Zeit im «*Martin Salander*» kritisch auseinanderzusetzen. Die Illusion, eine entfremdete Gegenwart in «*versöhnliche Perspektiven*» zu heben und in die Kunst heimzuholen, wird enttäuscht.

«*Es ist nicht schön, es ist nicht schön!*» klagt Keller über sein Alterswerk. Aber warum und inwiefern ist es nicht schön? Das müsste man auch einmal sagen. Kellers Leben ist das Schicksal eines Künstlers in einer sich verändernden Zeit.

Aber alles kann ja auch Hans Wysling nicht leisten. Wir sind dankbar für die reiche Dokumentation, die er uns präsentiert, für die vielfältigen und kunden Aufschlüsse, für das Bild eines Gottfried Keller, das tatsächlich — wie

er es sich zum Ziel gesetzt hat — befreit erscheint «*von Russ und Patina*», ebenso wie von den «*Verzerrungen neuester psychoanalytischer Darstellungen*», und vor allem auch für einen schönen, «*lesbaren*» Text in einer dem grossen Vorbild angemessenen Sprache.

Albert Hauser

¹ Gottfried Keller, 1819–1890. Hrsg. von Hans Wysling. Artemis Verlag, Zürich 1990.

Wie kritisch sind kritische Ausgaben?

Am Beispiel der «Marquise von O...»

Textkritik und Editionstechnik sind Disziplinen der Philologie. Noch bevor der literaturwissenschaftliche Diskurs in all seinen Verzweigungen beginnen kann, muss die Überlieferung des Textes geprüft, müssen Früh- und Spätfassungen, Abweichungen und ein Stammbaum der Handschriften und Drucke rekonstruiert werden. In welcher Form ist ein Werk überliefert? Wie hängen die verschiedenen Fassungen voneinander ab? Und dann natürlich die wichtige Frage: Welches ist der Text, dem grösstmögliche Authentizität zukommt, welche Varianten sind in den «kritischen Apparat» zu verweisen? Wissenschaftliche Ausgaben verzeichnen die Lesarten und geben an, wo sie vorkommen. Das alles gehört zu den selbstverständlichen Voraussetzungen philologischer Arbeit. Dennoch ergeben sich sofort Probleme, zum Beispiel bei Heinrich von Kleist, dessen Werk

nur zum Teil noch bis in die Handschriften zurückverfolgt werden kann, so dass sich der Herausgeber oft allein auf die Überlieferung im Druck stützen muss. Die Novelle «Die Marquise von O...» zum Beispiel, ist in zwei Fassungen greifbar, eine erste im zweiten Stück des «*Phöbus*» 1808, eine zweite im ersten Band der Erzählungen, die 1810 als Buch vorlagen. Die Herausgeber folgen dieser Buchausgabe, weil man annimmt, Kleist habe hier Korrekturen gelesen. Eine Handschrift ist nicht erhalten. In der «*Bibliothek deutscher Klassiker*» gibt Klaus Müller-Salget, der den Band mit Erzählungen, Anekdoten, Gedichten und Schriften betreut hat, seine Editions-Prinzipien folgendermassen bekannt:¹ «*Die schon in den Textzeugen je nach Druckort schwankende Orthographie wurde behutsam dem heutigen Gebrauch angeglichen.*» — «*Hinsichtlich der*

schwankenden Schreibung von «Publikum — Publicum, Publiko — Publico», die anzeigt, dass das Wort damals noch nicht ganz eingedeutscht war, wurde auf Normalisierung verzichtet, ebenso bei solchen Fällen, die eine volksetymologische Deutung möglich erscheinen lassen («irrdisch», «stämmte»).» — «Der (mutmassliche) Lautstand wurde gewahrt, in Zweifelsfällen (z. B. «Mägden», «mögte», «erschreck») die ursprüngliche Schreibung beibehalten.» Man sieht, moderne Editionstechnik ist bestrebt, dem heutigen Leser eine zwar seinen sprachlichen Normen angenäherte, aber dennoch möglichst authentische Textgestalt anzubieten. Zwei Begriffe sind aus Müller-Salgets Erläuterungen seiner Textredaktion hervorzuheben: Lautstand und Normalisierung. Offenbar trachtet der Herausgeber danach, Kleists Sprache auch da «behutsam» zu erhalten, wo sie von unserem Sprachgebrauch abweicht. Und was die «Normalisierung» betrifft, so hält er sich damit zurück, das heisst er verzichtet darauf, unterschiedliche Schreibweisen um jeden Preis zu vereinheitlichen, wenigstens in den Fällen, die er angibt.

*

Die Buchfassung von 1810 spricht von dem Vater der Marquise in 77 Fällen als von dem «Commendanten». Dreimal aber steht da «Kommandant». Müller-Salget korrigiert das und lässt durchgehend «Commendant» drucken, er «normalisiert», aber er lässt wenigstens die Form dominieren, die bei Kleist fast immer vorkommt: «Commendant» (aus italienisch «commendatore»). Anders die «Berliner Kleist-Ausgabe», die Roland Reuss und Peter Staengle betreuen.² Da nämlich wird offen bestritten, dass die unterschiedliche Schreibung («Commendant/

Kommandant») indifferent sei gegenüber der vorausgesetzten Einheit des Gemeinten. Roland Reuss fragt sich — in einem grundsätzlichen Aufsatz mit dem Titel: «Was ist das Kritische an einer kritischen Ausgabe?» —, ob es da wirklich um ein und dasselbe Wort mit ein und derselben Bedeutung gehe, das nur eben, vielleicht aus Unachtsamkeit oder Nachlässigkeit, unterschiedlich geschrieben sei. Ihm scheint unerlässlich, «das Überlieferte in seinem virtuellen Bezug auf den Text» zu sehen.

Also setzt er zu einer Interpretation der Novelle an, die zwar mit Deutungen übereinstimmt, die bekannt sind, auch zum Beispiel mit derjenigen von Klaus Müller-Salget in seiner Ausgabe der Erzählungen. Es geht da im wesentlichen um die erschreckenden, die Person geradezu spaltenden extremen Verhaltensweisen der Figuren. Der Graf F. wäre demnach ein Mensch, der seinen Trieben machtlos ausgeliefert ist, aber auch ein Altruist, der zum totalen Verzicht bereit ist, Teufel und Engel, wie ihn die Marquise bezeichnet. Die Marquise selbst steht in einem vergleichbaren Zwielficht zwischen Naivität und Verlogenheit, und der «Commendant» seinerseits erscheint einmal gewalttätig und herzlos, dann wieder zärtlich und weichherzig, in Tränen aufgelöst in jener «inzestuös gefärbten Versöhnungsszene» gegen den Schluss der Novelle (Müller-Salget). Aber Roland Reuss zieht Konsequenzen aus dieser Eigenschaft der handelnden Personen. Er versteht Kleists Erzählung vornehmlich unter dem Zeichen der Krise, besonders deutlich an der Figur des Obristen, der «eingangs nach allen Regeln der Konvention und vollständig dem Komment verpflichtet die ihm anvertraute Zitadelle verteidigt» und am Schluss ein «haltlos schluchzender Hysteriker» ist,

der sich «über seine eigene Tochter her-macht». Dies löse, so Reuss, das Bild eines einheitlichen Charakters definitiv auf, und an diesem Punkt sei nun eben die Frage zu stellen, ob die differierenden Schreibungen «Commendant» und «Kommandant» nicht an sich selbst kritisch seien. «Commendant» leitet sich nach Reuss her von lateinisch «commendare», das «anvertrauen» und «übergeben» bedeutet und mit Befehl und Kommando zunächst nichts zu tun hat. Fürsorge und Vertrauen sind die Pfeiler des Verhältnisses, auf denen des Obristen Autorität als Familienoberhaupt und Verteidiger der Zitadelle beruht. Wenn er kapituliert hat und vollends, wenn er vom Unfall der Marquise erfährt und «in die äusserste Bestürzung» fällt, ist «Commendant» (im Sinne von «commendare») nur noch eine Worthülse. Da spricht Kleists Text vom «Kommandanten.»

Was davon zu halten sei, müsste diskutiert werden. Allein der Versuch imponiert, nicht voreilig auf Angleichung abweichender Schreibungen auszugehen, als sei es vollkommen unbestritten, dass hier das gleiche Wort und die gleiche Bedeutung gemeint seien. Es gibt im Werk von Heinrich von Kleist Beispiele genug dafür, dass Vorstellungen dieser Art nicht unbesehen

zulässig sind. Schon einmal hatten wir Anlass, auf die «Berliner Kleist-Ausgabe» hinzuweisen (vgl. «Schweizer Monatshefte», April 1989, S. 332 ff.), und zwar in einem vergleichbaren Fall. Die Erzählung «Die Verlobung in St. Domingo» weist ja die merkwürdige «Verwechslung» eines Namens auf: «Gustav» und «August» müssen ein und dieselbe Person bezeichnen. Auch dort liegt etwas vor, was Roland Reuss auf die Stelle in der Erzählung bezieht, auf einen Umschlag oder eine Überlagerung von Realität und Idealität, wie er sagt. Es ist jedenfalls berechtigt (in «kritischen» Ausgaben), die «Normalisierung» der Überlieferung so lange in Frage zu stellen, als die Interpretation des Textes Erklärungen für Befunde anbietet, die auf den ersten Blick befremdlich und der Korrektur bedürftig scheinen.

Anton Krättli

¹ Heinrich von Kleist, Erzählungen, Anekdoten, Gedichte, Schriften. Herausgegeben von Klaus Müller-Salget. Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1990.
— ² H.v.Kleist, Berliner Ausgabe. II/2 Die Marquise von O..., Berliner Kleist-Blätter 2, herausgegeben von Roland Reuss und Peter Staengle. Verlag Stroemfeld/Roter Stern, Basel und Frankfurt am Main 1989.

«Sich totstellen. Das hilft.»

Zu Kristin T. Schnider: «Die Kodiererin»

No future: Das Etikett, das sich die Revolte der achtziger Jahre selbst aufgeklebt hat, scheint heute selbst keine Zukunft mehr zu haben. Es wirkt ver-

blasst; no future scheint passé, als ob auch die Ursachen der Jugendrevolte schon Vergangenheit wären. Der erste Roman der dreissigjährigen Kristin

T. Schnider mit dem Titel «Die Kodiererin»¹ kommt trotzdem oder gerade deshalb im Frühjahr 1990, wo wieder der Blick nach vorn angesagt ist, verspätet zur richtigen Zeit.

Das Buch inventarisiert den Lebensinhalt einer Frau, die in einer immensen Verteilzentrale der Post Pakete kodiert. Das heisst, wie das Buch gleich im ersten Satz mitleidlos berichtet: *«Sie ist nicht wirklich eine Kodiererin. Das muss gleich klargestellt werden. Schon weil sie nichts kodiert. Eine kleine eckige Maschine kodiert, was sie ihr eingibt. Sie arbeitet an einem sogenannten Kodierplatz. Das macht sie noch lange nicht zu einer Kodiererin. Eintasterin könnte man sie nennen. Mehr nicht.»* Jeder beschönigende Etikettenschwindel mit menschlicher Arbeit wird hier korrigiert. Mit bestechender Genauigkeit und Sachkenntnis erfährt der Leser, wie der Arbeitsablauf den Menschen zur «Arbeitskraft» reduziert. «Entfremdung» heisst dafür ein ebenfalls bloss gewordenes Etikett, das hier nicht dem Begriff, dafür aber desto mehr der Sache nach zur Sprache kommt. Für sie gibt es kaum ein stärkeres Bild als jene endlosen Paketkolonnen, die auf den Förderbändern der Verteilzentrale an der Kodiererin vorbeiziehen. Diese fremden Dinge bleiben für den Leser ohne Absender und ohne Adressat; auch die Pakete, wie die Kodiererin, haben keine Vergangenheit und keine Zukunft. No future: Das wird hier, beim Wort genommen, zum poetischen Prinzip. Erzählen im Präsens, ohne Blick auf Vergangenheit oder Zukunft, daraus gewinnt das Buch seine bestechende Präsenz. Gegenwart ist nur das Paket, das am Kodierplatz vorbeizieht und hier seine Nummer erhält. Gerade in dieser Postzentrale, an einem Knotenpunkt sogenannter Kommunikation, bleibt jede einzelne

Kodiererin allein, stumm vor den fest geschnürten Paketen, im betäubenden Lärm der Bänder, Rollen und Motoren.

Das Buch von Kirstin T. Schnider ist so ein Stück der seltener gewordenen «Literatur der Arbeitswelt», die versucht, die Entfremdung vom Arbeitsprozess literarisch darzustellen. Es geht aber weiter: Die Entfremdung vom Arbeitsprozess wird hier als Körperentfremdung wahrgenommen und dargestellt. Der Körper, eingespannt und verspannt im Rhythmus der Maschine — *«Ziehen. Stellen. Schieben. Greifen»* —, kann sich auch nach Arbeitsschluss nicht lockern. Wo die Entspannung verordnet ist, schlafft er zusammen als müder Körpersack, den man begierig mit Nahrung vollstopft und ebenso krampfhaft wieder entleert. Die Selbstentfremdung der Kodiererin kommt in diesem verkrampten Verhältnis der Kodiererin zu ihrem Leib auf ihren schmerzhaften Kern.

Da wechselt die Kodiererin, man hat etwa die Hälfte des Buches gelesen, ihre Kleider und bricht aus: in den Park, der ein alternatives Leben verspricht. Doch dieser Park, der in der Nähe von Zürichs Bahnhof und Bahnhofstrasse liegen könnte, ist eine höchst schäbige Oase. Eine Insel der scheinbar freigeählten Isolation wie das kalte Klo, in das sich die Kodiererin in ihren Arbeitspausen geflüchtet hat. Hier, im Park, hat sie überhaupt keine Etiketete mehr, nur noch einen Mantel und einen Teppich, um sich einzurollen. So ist es höchstens ein Signal von Trotz, aber kein Zeichen von Hoffnung, wenn sich die Kodiererin am Schluss aus dem Park aufmacht in die Welt der Spannteppiche, Bildschirme und Telephone, um als Sekretärin neue Formen der Entfremdung kennenzulernen. Das Ende ist kein Neuanfang.

Ein «kaputtes» Buch also, als Reproduktion einer «kaputten» Welt? — Auch hier greifen die Etiketten nicht. Zwar ist es unmissverständlich: Hoffnung hat keinen Platz zwischen Buchdeckeln, wo schon der Himmel wie ein «Deckel» lastet. Aber die Autorin macht diesen «Deckel» transparent durch eine glasklare, kalte, aber auch frische Sprache, durch einen Stil, der in erstaunlichem Reichtum eine verarmte Welt einfängt. Lange, verschlungene, stockende Fließbandsätze in der Paketzentrale wechseln mit hingeklotzten Satzbrocken, wenn die Kodiererin im Supermarkt ihren Korb und anschliessend in der Küche ihren Magen füllt. In diesem höchst mimetischen und doch auch freien Verhältnis der Erzählsprache zu ihrem Gegenstand ist der Text der Kodiererin einen entscheidenden Schritt voraus. Die Erzählung hat noch Worte, wo sich die Hauptfigur mit dem Sprechen auch das Denken verbietet. So heisst es vor dem Aufbruch der Kodiererin aus dem Park: *«Du sagst nichts, fährst dir durchs Haar. Hast die Paketberge gegen einen Abhang voll Abfall eingetauscht. Keine Abwechslung. Keine Bänder von links, Bänder von rechts, tagaus tagein. Und nun bewegt sich gar nichts mehr. Was sich nicht mehr bewegt, denkt sie plötzlich, ist tot. Was tot ist, muss weg, verbrannt, vergraben werden. Was tot ist, wird, sofern nicht wiederverwertbar, endlich in Ruhe gelassen. Schweig! sagt sie laut und ihre Hand fährt hoch, hält ihr den Mund zu.»*

Aus diesem Gestus, den der Text vermittelt, spricht noch einmal die Körperentfremdung der Kodiererin; die Hand amtet im Namen einer äusseren Norm gegen den allzu laut denkenden Mund. Aus dem, was hier laut gedacht

wird, spricht aber auch eine letzte Möglichkeit der Revolte: Sich in einer toten Umgebung, mitten im Abfall der Gesellschaft, der sich im Park türmt, selbst tot zu stellen, ist die einzige, animalische und höchst paradoxe Überlebensmöglichkeit. *«Sich tot stellen. Das hilft.»* Dann wenden sich die Stacheln der Selbstentfremdung gegen aussen. Dann ist man unangreifbar, wenn man «niemand» geworden ist. Eine letzte List, wie sie Odysseus einst zur Flucht vor dem Zyklopen verhalf. Hier, bescheidener, ist sie der letzte Zufluchtsort. Mit dieser List stellt sich die Kodiererin schon auf der ersten Seite vor: *«Ich nenne mich gar nichts. Ich bin nicht dies oder das.»* Und wenn sie sich in der Toilettenkabine der Paketzentrale einschliesst, heisst es: *«Niemand sieht einer Person, die auf der Schüssel sitzt, an, wer sie wirklich ist.»* Erst indem sie sich tot stellt, als Nullstelle in einer Welt der Zahlen und Wachstumskurven, erhält die Kodiererin, die ja eigentlich nur eine «Eintasterin» ist, dann doch wieder einen zentralen Ort. Von diesem Ort aus, von dieser Nullstelle der Gesellschaft, wäre die Welt neu zu vermessen — ein kritisches Postulat, das am Beginn der neunziger Jahre nicht überholt ist.

Ihre Figur an diese Stelle gerückt zu haben, ist das Verdienst von Kristin T. Schniders Erstlingsroman: Die Unperson als Hauptperson, die Hauptperson als Unperson. Dieses Verfahren ist so radikal in der Darstellung, dass es nicht anklägerisch sein muss. Eine neue, eigenwillige Stimme in der neuesten Schweizer Literatur, die aber nicht allein steht. Kristin T. Schniders Buch tritt neben Friederike Kretzens «Die Souffleuse»², die sich redend aus der Versenkung ihres Souffleurkastens erhebt. Die Souffleuse ist eine Unper-

son im dramatischen Geschehen und doch sein heimlicher Fluchtpunkt. So wird der Souffleurkasten zum neuen Nullpunkt des Welttheaters. «*Mein Kasten, ein Meter auf ein Meter auf ein Meter. Und darüber das Theater, ein Riesenkasten. Die ganze Erde ein Kasten, der Himmel der Deckel.*» Ganz ähnlich in der Thematik, aber mit ganz anderen literarischen Mitteln, hebt auch *Yla Margit von Dach* den «Deckel» des Welttheaters. In ihrem neuen «Niemand's Tage-Buch»³ ist Niemand der Regisseur und einzige Darsteller seines Theaters, er ist der rätselhafte Nullpunkt, um den sich die Spiegelwelt des Tage-Buchs kaleidoskopartig dreht.

Hier ist, höchst artistisch, jene Provokation realisiert, welche diese drei so

unterschiedlichen Texte verbindet: Sie alle annullieren auf ihre je eigene Weise ihre Hauptfiguren und bringen sie dadurch gerade zur Sprache, ohne dass der Leser diese Hauptfiguren aber identifikatorisch besetzen und vereinnahmen kann. Statt der direkten Revolte ist ein literarischer Aufstand der No-Bodies, der Unpersonen ausgebrochen; «niemand» wird noch von sich reden machen.

Peter Utz

¹ Kristin T. Schnider: *Die Kodiererin*. Roman. Nagel und Kimche, Zürich 1989. —

² Friederike Kretzen: *Die Souffleuse*. Roman. Nagel und Kimche, Zürich 1989. —

³ Yla Margit von Dach: *Niemand's Tage-Buch*. Ein Trauman. Zytglogge, Bern 1990.

Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert

Für jede Wissenschaft ist es nicht nur förderlich, sondern notwendig, dass sie sich in gewissen Zeitabständen über ihre Forschungsziele, Methoden, Betrachtungsweisen, die oft gleichberechtigt nebeneinander bestehen, Rechenschaft gibt. Der Geschichtswissenschaft fällt diese Aufgabe besonders schwer, weil Quellen und Literatur geradezu hoffnungslos unübersehbar geworden sind. *Gerhard Ritter* erklärte schon 1966 in seinem meisterhaften Aufsatz «Wissenschaftliche Historie einst und jetzt», er könne sich kaum ausdenken, wie man im Hinblick auf die «kilometerlangen Aktenbestände» zu politischen Vorgängen seit den 1920er Jahren noch zu sicheren quel-

lengesättigten Ergebnissen über Faktoren eines Entscheidungsprozesses kommen sollte. Und einer ähnlichen Unmenge von Publikationen und deshalb ähnlichen Schwierigkeiten sieht sich derjenige gegenüber, der heute über «Probleme und Umriss einer Geschichte der Historie» in unserem 20. Jahrhundert mit seinen teilweise katastrophalen Umbrüchen und seiner Beschleunigung der geschichtlichen Veränderungen umfassend und klar orientieren will.

Während es für das 19. Jahrhundert gute Darstellungen der Geschichtswissenschaft gibt, fehlt eine umfassende Arbeit für das 20. Jahrhundert. Dieser verdienstvollen Aufgabe sich zu unter-

ziehen, hat es der in Freiburg i. Br. lehrende *Ernst Schulin*¹ unternommen, worüber er in einer Schrift «Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert» Auskunft gibt. An vier Beispielen will er aufzeigen, wie heute die Geschichtswissenschaften von verschiedenen Nationen aufeinander zugehen.

Er befasst sich zunächst mit der Geschichtswissenschaft in Russland im 19. Jahrhundert, zeigt, wie sie sich lange durch die Zensur Einschränkungen gefallen lassen musste, weil man den Einfluss westlicher Ideen fürchtete. So wurde z. B. die Französische Revolution als Lehrstoff erst seit 1863 zugelassen. An solche Zustände konnte im 20. Jahrhundert die marxistisch-leninistische Geschichtsideologie anknüpfen und die rein materialistische, einzig auf Gesellschaftsformationen und Klassenkampf ausgerichtete Geschichtslehre pflegen. Der Historiker Potrowski wertete alle nationale Geschichte ab und ergab sich in dogmatischer Bindung an Marx, Engels und Lenin. Dagegen aber machte sich schon in den 1930er Jahren der Drang nach nationaler Historie, nach einem zusammenfassenden vaterländischen Geschichtsbild geltend. Man begann, eine vielbändige Weltgeschichte in russischer Beleuchtung zu veröffentlichen, indem man versuchte, alle Völker dieser Erde als gleichberechtigt zu behandeln. Die Moskauer Akademie mit ihrer geschichtswissenschaftlichen Grossorganisation beschäftigt über 3000 Wissenschaftler. Sie wendet sich vor allem der Entwicklung seit 1917 zu, wohl wegen dem Erlebnis der Revolution und des Zweiten Weltkriegs, der als grosser vaterländischer Krieg erfahren wurde. In dem neuen Zusammengehörigkeitsgefühl — meint Schulin — habe der Sozialismus

wahrscheinlich eine geringere emotionale Bedeutung als die gemeinsame Heimat, das Vaterland.

In den *Vereinigten Staaten* von Nordamerika war über die Hälfte des 19. Jahrhunderts hinaus Geschichte mehr Liebhaberei als Wissenschaft. Seit den 1880er Jahren wurde versucht, Geschichte als Universitätsfach wissenschaftlich zu machen und wurde zu diesem Beruf u. a. die «American Historical Association» gegründet. Man erkannte den Wert der bisherigen amerikanischen Ideale, die puritanische und die Frontier-Gesinnung, hielt die Politik zur spezifischen Erfassung des amerikanischen Volkes für weniger geeignet als soziale Bewegungen und wirtschaftliche Interessen. Die Isolationisten untersuchten die Besonderheit der amerikanischen Zivilisation und gelangten so zur historischen Sozialwissenschaft. Aber die Bildung totalitärer Herrschaftssysteme verunsicherte und relativierte ihr amerikanisches Fortschrittsdenken. Das Land öffnete sich den Intellektuellen Emigranten aus Europa und trieb wie sie «intellectual history». Im Zweiten Weltkrieg und nachher erwachte ein neues Sendungsbewusstsein, und das führte zu einer neuen Idealisierung der eigenen Nation, ihrer Führerschaft in der ganzen Welt. Der «american mind» mit seinen demokratischen, antiautoritären Zügen erhielt neuen Auftrieb und damit auch die «New Social History» mit ihren Einzelthemen: Fabrikleben, Krankenhäuser, Gefängnisse, Familienleben, soziale Mobilität. Charakteristisch für die Nachkriegszeit ist die weitgehende Aufsplitterung der Geschichtswissenschaft in verschiedene Forschungsobjekte und Methoden, von keinem eindeutigen Zentrum aus geführt oder beherrscht.

In *Frankreich* hat sich die Geschichtswissenschaft wohl am eindrucklichsten entwickelt; hier ist das öffentliche Geschichtsinteresse immer am lebhaftesten geblieben. Noch bei Michelet erstreckte sich die Geschichtsschreibung über das Nationale und Politische hinaus auf das ganze Volks- und Gesellschaftsleben, auf Kultur und sogar Naturgeschichte. Das Zurückdrängen durch die Verwissenschaftlichung auf das Politisch-Nationale wurde wie eine deutsche Überfremdung empfunden. *Henri Berr* verlangte eine «histoire synthèse», wollte die politische Ereignisgeschichte ersetzen durch Erforschung der Menschheitsgeschichte in interdisziplinärer Zusammenarbeit, vor allem im Zusammenhang von Raum und Geschichte und kollektiven Mentalitäten. Seine Schüler *Lucien Febvre* und *Marc Bloch* gründeten 1929 zusammen die Zeitschrift «*Annales*», um für die von Berr visierte Forschung die feste Grundlage der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zu schaffen. Sie erreichten die Institutionalisierung ihrer Gruppe in der Pariser «Ecole pratique des Hautes Etudes». *Lucien Febvre* sprach von Geschichtslaboratorien, wo der führende Historiker nicht mehr schöpferischer einzelner sei, sondern Leiter einer Equipe, der seine Arbeitsgruppe auf die grossen Probleme hinweist. An ihren in den *Annales* publizierten Beiträgen ersieht man, dass ihre Forschungen sich bezogen auf regionale Agrar- und Siedlungsfragen, Bevölkerungsentwicklung, Klima, Medizin, Technik, Kollektivpsychologie. Die grösste Wirkung hat wohl *Fernand Brunet* erreicht, durch seine darstellerische Kraft, mit der er die Ergebnisse der neuen Forschungsrichtung zur Geltung brachte. Diese jüngste unpolitische, unideologi-

sche französische Geschichtswissenschaft erfreut sich besonders in Deutschland grösster Beliebtheit und Anerkennung.

Am besten bewandert ist *Schulin* natürlich in der Geschichtswissenschaft *Deutschlands*, deren Entwicklung er aus der Nähe erlebt. Nach dem Ersten Weltkrieg geriet die ruhige Selbstgewissheit der deutschen Geschichtswissenschaft ins Wanken, verlor besonders auf dem Gebiet der Neuhistorie die Verbindung mit dem Ausland und — erklärt *Schulin* — habe sie in den drei nächsten Jahrzehnten nicht wieder erlangt. Zunächst herrschten Trotzreaktionen vor, Versuche zur Widerlegung des Kriegsschuldvorwurfs. Nach Hitlers Machtübernahme musste sich die Geschichtswissenschaft anpassen, verfiel aber nicht totaler Ideologisierung wie in Russland. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs machten sich die Neuhistoriker daran, ihre Wissenschaft zu entmilitarisieren und zu demokratisieren, kamen aber in der Revision überkommener Geschichtsbilder nur langsam voran. Durch die Konzentration auf die eigene Vergangenheit sei die deutsche Geschichtswissenschaft provinziell geworden im Vergleich mit den neuen Methoden und globalen Ansätzen der westlichen Geschichtswissenschaft. *Schulin* erwähnt auch einen oft und zu Recht erhobenen Vorwurf, die deutsche Geschichtswissenschaft sei wegen ihrer abstrakten, erzählfeindlichen Sprache schuld an der Entfremdung zwischen ihr und dem Publikum. Gewiss, die deutsche Geschichtswissenschaft mag Staat und Politik überschätzt, mag Macht- und Völkerkämpfe für wichtiger gehalten haben als Kultur und Wirtschaft. Sie sei aber durchaus zu Problematisierungen des geistigen und realge-

schichtlichen Zusammenwirkens solcher Potenzen vorgestossen, was Schulin mit den Leistungen von *Friedrich Meinecke, Max Weber, Otto Hintze, Gerhard Ritter* belegt. Letzterer erklärte 1949: *«Deutschland als das Land, von dem die zentrale Erschütterung unseres Erdteiles ausging, hat das unmittelbarste und dringendste Bedürfnis daran, durch Aufklärung der echten Wahrheit sich vom Alb seiner jüngsten Vergangenheit zu befreien.»* Dieser Aufgabe hat man sich in hohem Masse gewidmet. Schulin erklärt, es sei ihm kein anderes Beispiel bekannt, dass eine Geschichtswissenschaft so ernsthaft und langanhaltend versucht hätte, die schwer zu tragende Wahrheit über die jüngste Geschichte ihres eigenen Landes aufzudecken. Mit dieser Tendenz kämen viele Historiker dem Rechtfertigungsbedürfnis und den politischen Wünschen eines Teils der deutschen Öffentlichkeit entgegen. Schulin fürchtet, dass solche Richtungen zu einer Abkehr von den Leistungen der

bisherigen deutschen Geschichtswissenschaft führen würden.

Zum Schluss stellt Schulin fest, dass sowohl die russische als auch die französische Geschichtswissenschaft die internationale Zusammenarbeit suchten. Auch die Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik habe in den beiden letzten Jahrzehnten Methoden der amerikanischen politischen und ökonomischen Historiker übernommen, ja sogar marxistische ausprobiert. Sie habe überdies, wie keine andere, Ausenposten in Form deutscher historischer Institute in Paris und London geschaffen. *«Und ebenso wichtig wäre es, die Kenntnis der Geschichte der Dritten Welt und den Kontakt zu dortigen Historikern zu fördern.»* Die neueste Entwicklung scheint dem Optimismus von Ernst Schulin Recht zu geben.

Edgar Bonjour

¹ Ernst Schulin: *Geschichtswissenschaft in unserem Jahrhundert*. Schriften des Historischen Kollegs, München 1988.

Philipp Anton von Segesser

Den Briefwechsel des bedeutenden Luzerner Politikers, Staatsmannes und Wissenschaftlers Philipp Anton von Segesser (1817–1888) so vollständig herauszugeben, als es für die Erfassung der Persönlichkeit in ihrer Zeit immer sinnvoll erscheinen mag, erweist sich als ein editorisch ebenso seltenes wie vermutlich auch nicht hindernisfreies Unternehmen, nicht zuletzt in finanzieller Hinsicht¹. War das Werk

ursprünglich auf vier Bände angelegt, so mussten den Empfänger eigentlich schon nach dem Erscheinen der ersten drei Bände Zweifel an dieser Disposition ankommen, erreichte man mit dem dritten Band doch erst das Jahr 1863, also die zeitliche Mitte des politischen und wissenschaftlichen Wirkens Segessers. Die drei Bände wurden in den *«Schweizer Monatsheften»* vom September 1988 eingehend besprochen. Der

nunmehr erschienene vierte Band umfasst lediglich die fünf Jahre von 1864–1868, woran bei einiger Kenntnis der Früchte, die dieses Leben auch in den späteren Jahren trug, unschwer zu ermessen ist, dass das veritable monumentum historiae gut und gern auf das Doppelte des anfänglich geplanten Umfanges anwachsen könnte. Die Vollendung des Werkes, ohne gravierende Abkehr von der wissenschaftlichen Grundabsicht, ist freilich sehr zu wünschen, erweist doch auch der vierte Band nicht weniger als die drei ersten den Briefwechsel dieses eigengeprägten Mannes als ungemein ergiebige Quelle für die historische Urteilsbildung über das Zeitalter von der Gründung des Bundesstaates bis zur Totalrevision, aber auch für die oft prekären aussenpolitischen Einwirkungen auf die eidgenössische Politik und die Sicht bedeutender Schweizer auf das europäische Geschehen.

Über diese Thematik reden denn auch die 276 Briefe des Bandes, wobei sich Veränderungen in der Briefpartnerschaft, teilweise auch in der Thematik, aber besonders im persönlichen Leben Segessers ergeben. Unter den Partnern in der «Parteipolitik», die mit Bezug auf Segesser ja stets nur bedingt so heissen darf, ist der erste wiederum der Schwyzer Landammann Nazar von Reding-Biberegg, das hervorstechende Thema die Möglichkeiten einer konservativen Presse für die ganze Schweiz. Dass solche Pläne scheitern, überrascht den entschiedenen Föderalisten Segesser nicht, der, so mag es sein, auch keine

überkantonale konservative Presse für «natürlich» halten kann, müssten sich in ihr doch Katholiken wie Protestanten vertreten fühlen. Mit dem Tode Redings 1865 verschwindet eigentlich auch das Thema.

1863–1867 zum erstenmal als Vertreter der konservativen Minderheit im Regierungsrat, entfaltet Segesser auf wirtschaftspolitischem Gebiet gesetzgeberische Aktivität, die ihn durchaus nicht als konservativ, sondern angesichts der Forderungen einer nun rasch ändernden Zeit als eher modern denkend erweist. Indessen, wiederum bleibt ihm der volle Erfolg zumeist versagt, und 1867 wird er weggewählt.

In dieser Zeit trifft ihn auch hartes familiäres Schicksal. Die geistige Erkrankung seiner Frau lähmt Schaffensmut und -kraft. Die alten Freunde, allen voran der reformierte Berner Patrizier Eduard von Wattenwil, Segesser seit den gemeinsamen Studienzeiten in Deutschland geistig und menschlich am engsten verbunden, werden ihm notwendige Stütze in äusseren und familiären Umständen, die den Mann, dem weder ein einfach-sonniges Gemüt, noch politische Anpassungsfähigkeit das Leben je leicht werden liessen, in die Isolation zu drängen drohten.

Der vierte Band wurde wie schon der zweite von *Catherine Bosshard-Pfluger* bearbeitet.

Alfred Wyser

¹ Briefwechsel Philipp Anton von Segesser. Herausgegeben von Victor Konzemius, Benziger-Verlag, Zürich 1988, Band IV.